

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

RAY COKES

MY MOST WANTED LIFE

VOR DER KAMERA, HINTER DER KAMERA UND ÜBERHAUPT
DIE AUTOBIOGRAFIE

DEUTSCHE
AUSGABE

Sonderausgabe:
Von Ray Cokes
handsigniert!

RAY COKES

My Most Wanted Life

**VOR DER KAMERA,
HINTER DER KAMERA
UND ÜBERHAUPT**

DIE AUTOBIOGRAPHIE

Deutsche Ausgabe

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Inhalt

Vorwort	7
Prolog	13
Noch ein Prolog	21
Kapitel 1 Meine Kindheit	23
Kapitel 2 School's Out: Ende der Schulzeit	37
Kapitel 3 Brighton Rocks: Spaß an der Südküste	47
Kapitel 4 Trans Europ Express (1978 – 1987)	85
Kapitel 5 Willkommen bei MTV	107
Kapitel 6 MTV's Most Wanted	167
Kapitel 7 MTV's Most Wanted II – Access All Areas ..	217
Kapitel 8 X-Ray Vision	265

Kapitel 9	Das Leben nach MTV	285
Kapitel 10	Saturday I'm In Love	305
Kapitel 11	Paris	321
Kapitel 12	Transit-Man	367
Kapitel 13	Reeperbahn Reloaded	373
Kapitel 14	Renaissance Ray	377
Kapitel 15	You Gotta Be in It to Win It	381
Epilog	389
Deleted Scenes	393
Abspann	397

*Für meinen Engel Lily –
ohne ihre Führung und
endlose Liebe hätte
meine Geschichte es nicht
auf diese Seiten geschafft.*

Vorwort

Eine persönliche Nachricht an meine Mutter und meinen Vater

Liebe Mum, lieber Dad,

nun ist die Zeit gekommen, meine Geschichte zu veröffentlichen. Wenn ich noch länger warte, werde ich mich an nichts mehr erinnern können. Um jegliche Verlegenheit, einen Schock und die wahrscheinliche Exkommunikation eures ältesten Sohnes zu vermeiden, bitte ich euch nun, eure Neugier zu unterdrücken und dieses Buch wieder zu schließen. Darin stehen zu viele unanständige Dinge (manche davon waren sogar illegal), und es kann sein, dass sie für euch kaum zu ertragen sind. Besonders für dich, Mum.

Ich befürchte, dass ihr nicht verstehen werdet oder – noch schlimmer – dass euer Bild von eurem (geliebten) Sohn für immer ruiniert sein wird. Dieses Risiko gehe ich auch bei meinen Lesern ein – auch sie könnten mich nach meinen zahlreichen Enthüllungen fallen lassen wie eine heiße Kartoffel. Aber ihnen gegenüber würde ich mich nicht so schuldig fühlen wie euch gegenüber – meinen Eltern. Die meisten Leute, die diesen Schinken lesen, werden wahrscheinlich nicht mal überrascht von den heftigeren Eskapaden sein und diese sogar von mir erwarten. Deshalb, Mum und Dad – bitte legt das Buch jetzt beiseite, fragt meinen Bruder und meine Schwestern, ob sie euch die familienfreundlichen Passagen vorlesen, und spendet eure Ausgabe einem eurer geliebten Wohltätigkeitsläden in der Fußgängerzone.

Vielen Dank. Ich werde euch am Wochenende anrufen, so wie immer.

*In Liebe
Ray(mond) xxxx*

PS. Dad, ich nehme mal an, du liest immer noch weiter? Ich wusste, dass ich dich nicht so einfach würde davon abbringen können, aber das ist okay, da du weltoffener bist als Mum und dich definitiv nicht so leicht schockieren lässt. Nicht dass sie voreingenommen wäre (ist sie) oder altmodisch (ist sie auch), aber ich hatte bereits das Vergnügen, Mums Meinung zur modernen Welt kennenzulernen. Und das reicht aus, um zu wissen, wie sie wahrscheinlich auf dieses Buch reagieren wird.

Es passierte, als ich etwa 35 war. Mum saß auf ihrem Sofa mit Blümchenmuster und sah sich im Fernsehen ihre geliebten Lokalnachrichten an. Wie so oft bei dieser Gelegenheit fragte sie mich, ob ich ihr dabei nicht ein wenig Gesellschaft leisten wolle bei einer Tasse Tee, den sie aus einem bereits gebrauchten Teebeutel gemacht hatte (»Man muss sparsam sein, Raymond, der Tee in diesen Beuteln reicht für mindestens drei Tassen!«).

Bei diesen Nachrichtensendungen bringt sie mich immer zum Lachen, erstens weil sie stets ihre offensichtliche Bewunderung für den (etwas dubiosen) Nachrichtensprecher zeigt und zweitens weil sie ihre Verachtung gegenüber der (ausnahmslos viel kompetenteren) Kosprecherin nie verbergen kann. Wenn die Sendung vorbei ist, kommt von meiner Mutter immer derselbe schwermütige Kommentar: »Ach, Raymond – kannst du nicht als Nachrichtensprecher arbeiten?«

Worauf ich immer antworte: »Nein, Mum, ich bin zu jung/alt/unbekannt«, je nachdem wie ich mich gerade fühle, »und ich bin ganz bestimmt nicht seriös genug, um eine politische Eilmeldung angemessen rüberzubringen.«

Dies passiert ungefähr jedes Mal, wenn wir zusammen eine Sendung im britischen Fernsehen schauen, und Mum versteht – trotz all meiner Proteste – immer noch nicht genau, warum ich nicht nach England zurückkehren und als Showmoderator/Nachrichtensprecher oder sogar als fest angestellter Koch in einem Restaurant um die Ecke arbeiten will (»Fernsehen wird es nicht ewig geben, Raymond, du solltest über einen richtigen Beruf nachdenken.«).

Wie du sicherlich noch weißt, hat mir Mum jahrelang nicht geglaubt, dass ich als Moderator arbeitete. Sie sagte mir, dass sie – obwohl sie gefühlte 24 Stunden am Tag vor der Glotze saß – nicht eine

einzigste Sendung mit mir als Moderator gesehen habe, und sie war überzeugt, dass ich sie anlog und in Wirklichkeit arbeitslos war und von Sozialhilfe lebte. Ich erklärte ihr, dass sie mich deshalb nicht sehen konnte, weil meine Sendung nur über Satellit zu empfangen war und sie weder Kabel- noch Satellitenfernsehen hatte. Erst als wir bei euch eine Satellitenschüssel installieren ließen, konnte sie mich auch auf dem Bildschirm sehen und glaubte mir. Überraschend fand ich, wie unbeeindruckt sie war: »Musst du immer diese Grimassen schneiden, Raymond? Das ist so albern! Und was für schreckliche Musik du spielst – kannst du nicht mal ein Video von Cliff Richard zeigen?!«

Doch wieder zurück zu jenem gemeinsamen Fernsehabend. Damals kam ein Bericht über den tragischen Tod eines Mädchens, das durch Ecstasy gestorben war – sie hatte während ihres E-Trips übermäßig viel Wasser getrunken und ihr Gehirn damit geschädigt. Der Grundtenor des Berichts war jedenfalls, dass Drogen gefährlich und böse sind und unsere Kinder umbringen.

Mum hielt natürlich sofort wieder eine Volksrede.

»Oh, das ist so schrecklich, Raymond, warum tun diese Jugendlichen so was? Jeder, der Drogen nimmt, gehört ins Gefängnis, und jeder, der sie verkauft, gehört standrechtlich erschossen!«

Seltsam, wie oft ich diesen Satz von älteren Leuten schon gehört habe: »Sie gehören standrechtlich erschossen« – für eure Generation war dies offenbar die Lösung für alle gesellschaftlichen Probleme.

Zurück zu Mum und ihrer Tirade. Während dieser Ausbrüche sitze ich normalerweise immer da, nicke und tue so, als würde ich Mum zustimmen, was einfacher und sicherer ist als der Versuch, Eltern etwas zu erklären, was sie ganz einfach nicht verstehen können und auch nicht verstehen wollen. Dieses Mal jedoch beschloss ich, nicht den Mund zu halten und mich gegen ihre Meinung zu stellen.

»Mum, du darfst nicht alles glauben, was in den Nachrichten gebracht wird«, erhob ich tapfer meine Stimme. »Drogen sind nicht ausschließlich nur schlecht, weißt du, Millionen von Menschen nehmen welche, wenn sie am Wochenende feiern gehen, und sie sterben nicht. Jährlich sterben mehr Menschen durch Rauchen und Trinken als durch illegale Drogen.«

»Wirklich, Raymond? Bist du da sicher?«

»Ja, Mum, auch Alkohol und Zigaretten sind Drogen, weißt du? Nur weil man sie im Laden kaufen kann, heißt das nicht, dass sie gut sind – es bedeutet einfach nur, dass sie legal sind, verstehst du, was ich meine?«

»Oh ja, ich denke, du hast vielleicht recht«, antwortete sie und sagte dann: »Aber warum sind dann diese Drogen in Ordnung und andere wiederum nicht?«

»Weil die Regierung beschlossen hat, sie illegal zu machen, das ist der Grund«, war die einzig plausible Antwort, die mir einfiel, ohne gleich in die Geschichte von Rauschmitteln und den zahlreichen Versuchen der Regierung, die Menschen zu kontrollieren und sie von Drogen fernzuhalten, einzutauchen.

Aber ich hatte gerade einen Lauf, und so beschloss ich, mit Vollampf fortzufahren. »Ich kenne viele Leute, die Drogen genommen haben.«

»Wirklich?«, fragte Mum.

Ich konnte weder Schock noch Wut in ihren Augen erkennen, also machte ich weiter. »Ja, so ist es, und das sind keine Junkies, wie man sie in den Nachrichten sieht, das sind ganz normale Menschen, die ein anständiges Leben führen.«

Dann kam die Frage, vor der es mir graute, aber dennoch war ich fest entschlossen, sie dieses Mal ehrlich zu beantworten: »Und hast du schon mal Drogen genommen, Raymond?«

»Ja, Mum, das habe ich.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Trotz meiner bestätigenden Antwort gab es wieder kein Anzeichen von Wut oder Enttäuschung in ihrem Gesicht, nur das offensichtliche Verlangen, mehr zu erfahren – also kam ich ihrem Wunsch pflichtgemäß nach.

»Ich habe Kokain, LSD, Marihuana und Ecstasy ausprobiert. Heroin nicht, weil ich es für eine schrecklich zerstörerische Droge halte, die abhängig macht. Ganz abgesehen davon hasse ich Nadeln, wie du weißt.«

Sie lachte und erinnerte sich, dass ich schon beim kleinsten Bluttest beim Arzt ohnmächtig wurde, weil ich solche Angst vor Spritzen hatte.

»Drogen können gefährlich sein«, fuhr ich fort, »aber wenn man weiß, was man tut, und sich sicher ist, gute Ware bekommen zu haben, und mit dem Ganzen verantwortungsvoll umgeht, dann dürfte man auf der sicheren Seite sein. Natürlich gibt es immer wieder Todesfälle, aber das liegt eher am Verhalten der jeweiligen Person, einer allergischen Reaktion oder einem schrecklichen Unfall als an der Droge selbst.«

»Ich verstehe«, sagte Mum. »Du hast also all diese Drogen ausprobiert? Wie bist du an sie ran gekommen? Und was passiert, wenn du sie nimmst?«

Ich war ziemlich überrascht, oder besser gesagt, ich fiel aus allen Wolken. Mum zeigte ehrliches Interesse und schien ihre eigene festgefahrene Meinung in Sachen Drogen tatsächlich zu überdenken.

Ich erzählte ihr also alles über Dealer, die Kosten, die Wirkung und die Höhen und Tiefen des normalen Drogenkonsums zum Spaßhaben. Sie stellte viele Fragen, und ich antwortete ihr, so ehrlich ich konnte, während sie sich auf ihrem gemütlichen Sofa zurücklehnte, eine Zigarette nach der anderen rauchte (ihre bevorzugte Droge) und alles, was ich sagte, aufnahm.

Für mich war dies ein enormer Durchbruch. Ich hatte gar nicht vorgehabt, meiner Mutter zu gestehen, dass ich gelegentlich zum Spaßhaben Drogen nahm. Aber nun war es passiert, und ich war froh, ihr ein wenig Erleuchtung bescheren und diese Ansichten, die sie aus der Propaganda in der Klatschpresse so bereitwillig verinnerlicht hatte, geraderücken zu können.

Als ich meine Predigt beendet hatte, schwieg sie, seufzte tief und lehnte sich nach vorn, um ihre Zigarette im Aschenbecher auszu-drücken. Dann sah sie mich mit regungsloser Miene an, blickte mir tief in die Augen und sagte eine gefühlte Ewigkeit lang nichts, bis sie plötzlich lächelte und sprach: »Raymond, du bist so ein ungezogener Junge!«

Dies war eine durchaus zu erwartende Reaktion auf eine so deutliche und ehrliche Lobeshymne auf die Realität des Drogenkonsums (jedenfalls meine Sicht darauf), also lächelte ich zurück.

»Ich weiß, Mum.«

»Du bist unmöglich!«, hörte ich sie weiter sagen, als sie aufstand, um den Fernseher auszuschalten. »Du findest es wohl lustig, deine

alte Mum so an der Nase herumzuführen! Ich hätte beinahe einen Herzinfarkt bekommen! Du hast gar keine Drogen genommen, nicht wahr? Du hast mich bloß nach Strich und Faden veräppelt, du kleiner Lämmel!«

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich mich komplett geschnitten hatte zu glauben, dass ich die Vorurteile und Bedenken einer altmodischen Mutter, die ihren Sohn über alles liebt, ändern könnte. Deshalb fiel mir nur eine Antwort ein, die ein liebender, verantwortungsvoller Sohn unter diesen Umständen äußern kann: »Natürlich nicht, Mum, Drogen sind gefährlich, sie ruinieren Leben, und Drogendealer sollten standrechtlich erschossen werden!«

»Na, Gott sei Dank, Raymond«, sagte Mum laut lachend, »da hast du mir einen Moment lang aber einen Schrecken eingejagt, du schlimmer Finger! Möchtest du noch eine Tasse Tee?« Und damit war das Gespräch beendet, das Thema wurde nie wieder angeschnitten.

Vielleicht verstehst du mittlerweile, Dad, warum ich nicht möchte, dass Mum von meinen Ausflügen ins wilde Partyleben liest.

Aber nachdem ich all dies losgeworden bin, denke ich auch: Sollte Mum die Wahrheit über mein leicht hedonistisches Künstlerleben erfahren, wird sie vielleicht doch nicht so schockiert sein, über ihre eigene Reaktion lachen und dabei verkünden: »Oh, Raymond, warum tust du deiner Mutter so was an?!«

Aber generell – vor allem in eurer Generation – ändern ältere Menschen ihre Meinung oder Einstellung nicht so schnell. Und Mütter machen sich Sorgen, immer und überall. Warum also sollte ich das noch verschlimmern?

Also, Dad, bitte Sorge dafür, dass Mum ihr idealistisches Bild von ihrem fast perfekten Sohn aufrechterhält, und vertusche meine eher haarsträubenden Heldentaten, so gut es geht. Ach ja, und bitte verurteile auch du mich nicht zu sehr, ich bin wirklich ein ehrlicher, anständiger Mann von Welt mit Verantwortung, der sich allerdings gern auch mal auf der wilden Seite des Lebens herumtreibt.

Jedenfalls war das mal so – mittlerweile bin ich viel zu alt dafür, ehrlich!

Prolog

*»Ach, gäbe uns eine Macht die Gabe der Feen,
uns selber zu sehen, wie andere uns sehen!«*

ROBERT BURNS

2011 flog ich nach Berlin zu einer Geburtstagsparty eines Freundes, aber anstatt ausgiebig zu feiern, endete der Abend für mich damit, dass ich mich – beziehungsweise meinen Ruf als Fernsehmoderator – wie nie zuvor infrage stellte.

Wie es heutzutage eben sehr schick ist, tauchte ich relativ spät auf der Party auf und wurde von meinem Freund Markus empfangen, mit einer herzlichen Umarmung und einem dicken Joint. Ich nahm einen kleinen Zug und gab ihm das Ding gleich wieder zurück; seine Joints waren für mich viel zu stark, und da er das Rauchen eigentlich aufgegeben hatte, aber immer noch verrückt nach Zigaretten war, enthielten seine Joints auch viel zu viel Tabak. Viele Extraucher aus meinem Bekanntenkreis gleichen ihre frühere Zigarettenabhängigkeit mehr als aus, indem sie zu viele Joints rauchen. Jedenfalls wollte ich nicht gleich völlig zgedröhnt sein, bevor ich die anderen Gäste kennengelernt hatte. Dies mag vielleicht überraschend sein, aber wenn ich nicht vor einer Kamera oder einem Mikrofon stehe, bin ich recht schüchtern, und Kiffer-Paranoia wäre sicherlich kein guter Start in den bevorstehenden langen Abend gewesen.

Markus nahm mich gleich mit und stellte mich seinen Freunden und Kollegen vor, von denen ich kaum jemanden kannte. Die meisten erkannten mich allerdings gleich als den Typen von MTV. Ich freue mich immer noch, dass die Leute mich noch aus dieser Zeit kennen – immerhin ist eine Karriere als Fernsehpromi eher

kurzlebig –, und ich finde die Freundlichkeit und Aufrichtigkeit der Leute mir gegenüber immer noch sehr rührend.

Ich mischte mich also unters Partyvolk und stellte mich (oftmals unnötigerweise) vor, und irgendwann kam ich zu einem großen, mürrisch dreinblickenden Mann, der wie ein Wikinger aussah. Als ich ihm meine Hand reichte, ergriff er sie und drückte sie extrem fest, dann zog er mich mit einem leicht schiefen Grinsen im Gesicht zu sich heran und begann zu sprechen: »Ja, ich weiß, wer du bist, du bist Ray Cokes von MTV.«

So weit, so gut, dachte ich. Aber was als Nächstes passieren sollte, überraschte mich.

»Ich bin Max, und das ist Nina«, sagte er und zeigte auf die üppige Blondine in seinem Arm. »Komm bloß nicht auf die Idee, sie später noch zu ficken, verstanden? Sie ist meine Frau!«

Diese Ansage war offensichtlich kein Witz, er warnte mich allen Ernstes davor, mich seiner Partnerin sexuell zu nähern.

Es passiert nicht oft, dass ich sprachlos bin – normalerweise helfen mir meine schnelle Auffassungsgabe und mein Charme aus schwierigen Situationen –, aber dieses Mal stand ich einfach nur da und war völlig perplex. Mein Freund Markus stand ebenfalls fassungslos neben mir, ihm war nicht entgangen, dass diese schroffe Ansage mich etwas durcheinandergebracht hatte.

Während ich mich sammelte und versuchte, eine passende Antwort zu finden, sausten mir tausend Gedanken wild durch den Kopf. Warum ging mich dieser Gast auf eine so direkte Art an? Könnte es sein, dass ich einen Ruf hatte als Aufreißer, der keinen Respekt vor den Frauen anderer Männer hat? Ich gebe zu, dass ich mich in Interviews nie zurückgehalten habe und mich unverfroren als ungezogener Bengel verkauft habe. Und vor der Kamera habe ich am Telefon oft mit Zuschauerinnen geflirtet, aber diese neckischen Spielchen machen aus mir doch noch lange keinen Womanizer! Während ich weiter nach einer Art Rechtfertigung für diese unfreundliche Bemerkung suchte, kam mir in den Sinn, dass mein neuer Bekannter vielleicht zufällig Zeuge einer meiner gelegentlichen Ausflüge in die nettesten Swingerclubs Europas geworden war, wo solche Aktivitäten erwünscht sind. Klar hatten mich andere Hedonisten in diesen Etablissements erkannt, und obwohl

ich zunächst etwas peinlich berührt gewesen war, konnte ich mich schließlich damit anfreunden – immerhin waren wir alle aus demselben Grund dort. Es war also möglich, dass dieses Pärchen zur selben Zeit im selben Club wie ich gewesen war, aber ich war mir sicher, mit ihnen keinen Partnertausch gemacht zu haben, da sie definitiv nicht mein Geschmack waren.

All diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, und als ich mir hundertprozentig sicher war, dass ich das Pärchen noch nie zuvor gesehen hatte und sich diese Ansage ganz klar darauf bezog, wie ich in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, antwortete ich dem Typen: »Ganz sicher nicht, deine Frau ist für meinen Geschmack zu groß und zu unattraktiv, und ich würde sie nicht mal haben wollen, wenn sie sich Nyotaimori-mäßig mit meinem Lieblingssushi auf ihrem nackten Körper vor mir präsentieren würde.«

Okay, meine tatsächlichen Worte waren etwas freundlicher: »Natürlich nicht, was denkst du von mir? So was würde mir nicht im Traum einfallen. Aber trotzdem echt nett, dich kennenzulernen!«

Etwas später fand ich seinen Kommentar nicht mehr ganz so kränkend und redete mir ein, dass seine Sorge nichts mit mir zu tun hatte, sondern eher aus einer Unsicherheit wegen seiner möglicherweise nymphomanisch veranlagten Partnerin entstanden war. Zu dieser Folgerung kam ich aus einem sehr einfachen Grund: Seine Frau, die ein enges, sehr tief ausgeschnittenes Top trug, verbrachte den ganzen Abend damit, ihre großen Brüste rauszustrecken und sie jedem, der sie sehen wollte, zu präsentieren, wenn ihr Mann gerade nicht hinsah.

Ein wenig beruhigter fing ich an, mich zu entspannen, mich mit Leuten zu unterhalten und etwas zu trinken, bis eine weitere dubiose Begegnung mich in Sachen Selbstreflexion und innere Zweifel sehr ins Grübeln brachte.

Gegen ein Uhr nachts waren alle Partygäste entweder schon ziemlich dicht vom starken deutschen Bier oder völlig stoned vom türkischen Gras. Wenn ich nicht mit engen Freunden unterwegs bin, ist das ungefähr die Zeit, in der ich mich unter Ausreden von Partys verabschiede. Denn dies ist meistens der Moment, wo die Leute sich genügend Mut angetrunken haben und mich um hässliche Suff-Fotos bitten – die dann immer auf Facebook landen –,

mich für etwas, das ich in der Vergangenheit mal zu einem Popstar gesagt oder nicht gesagt habe, kritisieren, oder, was noch schlimmer ist, sich angetrunken auf mich stürzen und lallen: »Ey, ich kenn dich. H-eyyyyy, dubissoch der ausm Fernseh. Jaah, duhasdoch ... Dings gemacht, wie hießassnochma? Jaah, ich kennn dich ... wie heißdu nochma?«

Ich treffe eigentlich gern Leute, die mich aus dem Fernsehen kennen, aber es passiert immer wieder, dass deren Enthusiasmus manchmal ein wenig überwältigend ist, vor allem unter Alkohol- oder Drogeneinfluss.

Immer wenn ich in solch seltenen Momenten feststecke, denke ich an die weisen Worte meines guten Freundes Robert Smith von The Cure. Einmal, als wir zusammen in einer Bar was trinken waren, wurde Robert im Minutentakt von betrunkenen Fans angesprochen, die dann immer lauthals ihre Liebe zu seiner Musik proklamierten und ihm dabei, dank der lauten Musik in der Bar, immer aus Versehen ins Ohr oder manchmal sogar ins Gesicht spuckten. Während ich ihn bei diesem Szenario beobachtete, bewunderte ich, wie ruhig, freundlich und zuvorkommend er seinen Fans gegenüber blieb, und sagte: »Robert, ich werde auch ständig angesprochen, und das ist auch gut und schön, aber du bist eine Megaberühmtheit, und die Leute lassen dich einfach nicht in Ruhe. Ich finde es bemerkenswert, wie du damit umgehst.«

»Das ist ganz einfach, Ray«, antwortete er, wobei er mir ins Ohr spuckte. »Ich ziehe es vor, den Leuten einen Vertrauensvorschuss zu geben. Meistens sind sie cool, und ich lächle ihnen gern zu und wechsle ein paar nette Worte mit ihnen, selbst wenn ich müde bin oder mir nicht nach einer Unterhaltung ist. Denn so eine Begegnung dauert meistens nur wenige Minuten.«

Dem stimmte ich voll und ganz zu, aber er war noch nicht ganz fertig.

»Wenn die Leute dich bedrängen oder blöd zu dir sind, begegne ihnen immer freundlich. Wenn du es nicht tust, gehen sie nach Hause und erzählen fünf von ihren Freunden, dass du ein arschloch bist, und diese fünf Freunde erzählen es jeweils weiteren fünf Freunden. So hast du deinen Ruf als arschloch in Kürze gefestigt, selbst wenn kein Körnchen Wahrheit in ihrer Geschichte steckt und

es im Grunde nur sie selbst waren, die sich völlig danebenbenommen haben.«

Dieses einfache Mantra hat mir in den vergangenen Jahren gut gedient, und ich halte mich an die Fünf-Freunde-Regel, wann immer die Situation aus dem Ruder zu laufen droht. Lächeln, ruhig bleiben und weitermachen – egal unter welchen Umständen.

Zurück zur Berliner Geburtstagsparty. Hier bot sich mir wieder mal die Chance, dieses Mantra anzuwenden, da ich mich nicht schnell genug vom Acker gemacht hatte, bevor der Abend in jene bedrohliche Phase kam. Natürlich hatte ich mich von dem Wikinger und seiner flirtfreudigen Frau ferngehalten und war dankbar, dass die anderen Gäste mir gegenüber sehr freundlich und zuvorkommend waren. Irgendwann stand ich auf dem Balkon, um frische Luft zu schnappen, und unterhielt mich angeregt mit ein paar Freunden, als sich zwei junge Typen, die mir zuvor vorgestellt worden waren, zu uns gesellten. Beide hatten blutunterlaufene Augen, eine Flasche Bier in der Hand und ein dickes Grinsen im Gesicht, und während sie kaum noch stehen konnten, lallte der eine: »H-heeey Ray ... Sorry, dasswir dich störn ... aber dürfnwir dich was fragn?«

»Klar«, antwortete ich etwas zögerlich, »nur zu.«

»Hastu nbisschen Coke?«, fragte der eine, wobei die Worte völlig unkontrolliert aus seinem Mund purzelten. »Weißdu, nicht Coke wie Cola«, fuhr er lachend fort, »Kokain, Mann. Wir hamnixmehr und brauchn was. Hastu was da?«

»Nein, tut mir leid, Jungs, ich bin zu alt für so was. Ich kann euch leider nicht helfen«, antwortete ich kurz und knapp.

Aber so leicht ließen sie sich nicht abwimmeln.

»Komm schon, Maaann, du mussochn bisschen Coke bei dir habn, du bist von MTV, Rock 'n' Roll, Maaaann!«

Und sein Kumpel fügte hinzu: »Yeah, und du bisdoch Ray Cokes, Ray COKES, weißte?! Hahahahaha!«

Und damit ließ er sich in einem hemmungslosen Lachanfall zu Boden fallen, gefolgt von seinem Kumpel, der den Spruch offenbar für den Witz des Jahrhunderts hielt.

In einer anderen Umgebung hätte mich dies vielleicht auch zum Lachen gebracht, aber hier erinnerte es mich bloß an einen schrecklich peinlichen Moment auf der After-Show-Party eines berühmt-

berühmtesten europäischen Indie-Trios. Ich befand mich damals im VIP-Raum des Clubs, zusammen mit dem Leadsänger der Band, der sich gerade eine fette Line feinsten kolumbianischen Kokains reingezogen hatte, direkt vom Cover der neuesten CD seiner Band. Als ich an der Reihe war, das weiße Pulver zu sniefen – auf den Knien, das Röhrchen bereits in einem Nasenloch –, flog plötzlich die Tür auf, und zwei weibliche Fans der Band standen vor uns. Nachdem sie einen flüchtigen Blick auf ihren Helden geworfen hatten, starrten sie auf mich runter und riefen: »Oh, wow. Ray Cokes? – Tatsächlich! Ray Cokes *kokst*!«

Ich versuchte noch verzweifelt, die Beweismittel verschwinden zu lassen, wobei die Mädchen kichernd im Raum standen und zusahen, bis ein stämmiger Securitymann hereingestürmt kam und sie rauszernte. Allerdings war es zu spät – sie waren Zeuge meines sittenlosen Verhaltens geworden und würden nun wahrscheinlich fünf ihrer engsten Freundinnen erzählen, dass Ray Cokes tatsächlich gern Coke nimmt, so wie es sein Nachname schon vermuten lässt. Heute noch werde ich rot, wenn ich daran denke, wie ich damals erwischt worden bin. Immerhin waren keine Prostituierten involviert.

Ich schweife ab – was mir übrigens oft passiert. Eine enge Freundin aus Frankreich sagte mal zu mir in ihrer wundervollen Muttersprache: »Ray, *tes histoires ce sont des histoires à tiroirs*.«

Frei übersetzt heißt das: Ich mache aus einer kurzen Geschichte eine unnötig lange.

Jedenfalls ließ ich auf der Party in Berlin die beiden Typen lachend zurück und beschloss zu gehen. Die Gäste waren nun schon ziemlich betrunken oder high und fingen an, sich bei ihren angeregten Unterhaltungen gegenseitig aus Versehen ins Gesicht zu spucken. Auch ich hatte von dem Laurent-Perrier-Rosé-Champagner, den ich mitgebracht hatte, schon ganz gut einen im Tee, und durch das starke türkische Gras spürte ich schon ein wenig diese typische Marihuana-Paranoia in mir aufsteigen: Es war also durchaus möglich, dass einige, wenn nicht sogar alle Partygäste mich als redegewandten, drogensüchtigen, frauenverschlingenden Unhold betrachteten, und dieses Gefühl mochte ich gar nicht.

Als ich mich verabschiedete, verkündete ich laut, dass ich noch bei einer anderen Party – einer Orgie mit Sex, Drugs und

Rock 'n' Roll – vorbeischaun müsse, offenbar erwarteten die Leute so was von mir. In Wirklichkeit wollte ich mich einfach nur in mein Hotelzimmer zurückziehen, mir ein oder zwei Bier aus der Minibar sowie eine Zigarette am offenen Fenster gönnen und noch ein wenig Sexual, sorry, ich meine natürlich Social Networking betreiben, bevor ich mich für meinen dringend nötigen Schönheitsschlaf ins Bett legen und mich noch etwas von den Nachrichten auf CNN berieseln lassen wollte.

Jeder hat vielleicht schon Geschichten oder Gerüchte über mich gehört und seine eigenen Schlüsse daraus gezogen. Wer nun dieses Buch liest, wird also die eine oder andere Sache bestätigt oder widerlegt bekommen. Eines ist aber sicher – beim Schreiben dieses Buches habe ich versucht, meine Erlebnisse und Gedanken so ehrlich und gewissenhaft wiederzugeben wie nur möglich. Um die Privatsphäre einiger Personen zu schützen, habe ich manche Namen geändert und gewisse Vorfälle weggelassen, aber alles andere ist die Wahrheit, wie ich mich (noch) an sie erinnern kann.

Nun präsentiere ich euch, liebe Leser, in Technicolor den »Director's Cut«, mit einer Menge Patzer und allen denkbaren Pannen.

Danke für eure Aufmerksamkeit, haltet die Ohren steif und passt auf euch auf.

Wie immer gilt: Euer Input ist mein Output.

*Ray Cokes
Antwerpen, Belgien*

Noch ein Prolog

Irgendwann im Sommer 1994 kaufte ich mir in einem Sexshop in Amsterdam einen dreiteiligen dunkelblauen Latexanzug mit passender Latexkrawatte und dem obligatorischen Latextaschentuch. Er war maßgeschneidert und sah fantastisch aus; von Weitem wirkte er wie ein normaler Business-Anzug, nur bei genauerem Hinsehen konnte man erkennen, dass ich in Wirklichkeit von Kopf bis Fuß in sexy Latex gekleidet war. Ich hatte ihn einfach so gekauft, ich stehe nicht auf SM oder Bondage – ich hielt es bloß für eine lustige Idee, den glänzenden Gummianzug in meiner MTV-Sendung zu tragen, vielleicht damit die Zuschauer in Sachen Fetischklamotten auf den Geschmack kämen oder damit sie sich wenigstens auf meine Kosten amüsieren könnten. Ich konnte nicht ahnen, dass genau dieser Anzug ein paar Jahre später für mich eine Art Schutzschild sein sollte, gegen unerwünschte Regengüsse und ebenso unerwünschtes menschliches Verhalten. Denn in jenem besagten Moment braute sich über mir ein enormer Sturm zusammen, aus dem letzten Endes nur mein Latexanzug unbeschadet hervorgehen sollte.

Diesen Anzug trug ich nur dieses eine Mal.

Es war Donnerstag, der 9. Mai 1996, kurz vor 21 Uhr, ein eiskalter regnerischer Abend auf der Reeperbahn mitten in Hamburg. Umgeben und unterstützt von einer etwa 60 Mann starken Crew aus England und etwa 100 örtlichen Helfern, bereitete ich mich auf eine große Liveübertragung meiner Show *X-Ray Vision* vor, die umsonst und draußen mitten auf der berühmtesten Sexmeile Europas stattfinden sollte.

Eigentlich wollte ich gar nicht dort sein. Ich hatte nichts gegen den Ort an sich, sondern machte mir nur sehr große Sorgen wegen des Inhalts unseres Showprogramms. Oder genauer gesagt: wegen des

fehlenden Inhalts. Schon weit im Voraus hatte ich meinen Bossen das Problem geschildert und unmissverständlich deutlich gemacht, dass dieses Vorhaben bestenfalls ein Flop und schlimmstenfalls ein Desaster werden würde. Bis zum Beginn der Show haderte ich mit der ganzen Sache, und trotz der Unterstützung meines Produzenten und des schlechten Bauchgefühls sah ich mich schließlich mehr oder weniger gezwungen, an meiner eigenen Beerdigung teilzunehmen.

Gegen meinen Willen hatte man mich zu einer Achterbahnfahrt ermutigt, mit der ich vor Millionen von Zuschauern in ganz Europa sowie einem Livepublikum von ein paar Tausend MTV-Fans, ein paar neugierigen Sextouristen sowie einigen Hundert unerbittlichen Toten-Hosen-Fans abstürzen sollte – alle ohne Eintrittskarte, komplett dicht und völlig außer Kontrolle.

Es war also alles vorbereitet für eine MTV-Liveshow mit einem spektakulären Showdown, der mittlerweile legendär ist und in zahlreichen »Die besten Momente der Fernsehgeschichte«-Sendungen gezeigt wurde. Dieses Event, *X-Ray Vision live from Hamburg*, war der Moment, als Millionen von sprachlosen Zuschauern in ganz Europa live am Bildschirm miterlebten, wie ein professioneller Moderator vor fünf Fernsehkameras und einer grölenden Zuschauer-masse völlig ausrastete und sich selbst demontierte.

Hinter den Kulissen waren mysteriöse Kräfte am Werk, und meine Version davon, was passiert ist und wer an jenem Abend was gemacht oder gesagt hat, wurde bisher nicht erzählt, aus einem einzigen Grund: Ich hatte diese Episode ganz einfach verdrängt. Seit Kurzem jedoch, dank einiger Gespräche mit früheren Kollegen und Freunden, habe ich die Geschichte wieder auf die Festplatte in meinem Kopf geladen und bin nun bereit, dieses Programm im Laufe meiner Erzählung noch einmal neu zu starten.

Um zu verstehen, wie ich in diesen Schlamassel hineingeraten bin, muss man erst wissen, wie es überhaupt dazu kommen konnte. Zeit für einen Rückblick – Da Capo al Coda.